

Kloster Abt Marian wollte mit 19 Mönch werden; aber der erste Anlauf führte nicht zum Ziel

«Und da entzog sich mir Gott»

Der Abt des Benediktinerklosters St. Otmarberg war sich seiner Mönchsberufung nicht immer sicher. Persönliche Krisen und eine 13 Jahre dauernde Zeit des Suchens waren nötig.

Martin Steinegger

«Der Eintritt in ein Kloster muss aus wohl überlegten Gründen und nach eingehender Prüfung geschehen», sagt Abt Marian Eleganti, seit 1999 Vorsteher der Benediktinerabtei St. Otmarberg in Uznach. Für einen Mönch sei es wichtig, wenn er das Leben ausserhalb der Klostermauern kenne und aus eigenen Fehlern bereits etwas klüger geworden sei, findet er. Der 50-Jährige ist heute ein Mann mit festen Überzeugungen. Er wehrt sich gegen das, was er selber «falsche Anpassung» nennt und schafft sich damit nicht nur Sympathien. Als Kardinal Joseph Ratzinger zum Papst gewählt wurde, gehörte Abt Marian zu den Gratulanten der ersten Stunde.

So markant und überzeugt in seinen Ansichten war der Geistliche jedoch nicht immer in seinem Leben. Wer denkt, es sei ihm leicht gefallen, Priester und Mönch zu werden, der irrt. Als Sohn der Familie Eugen und Irma Eleganti-Egli geboren, wuchs er in Uznach auf. Der Gang zur Kirche sei am Sonntag in der Familie selbstverständlich gewesen, erinnert er sich. Aus der sechsten Primarklasse wechselte er ans Gymnasium des Klosters Einsiedeln. Bereits in diesen Schuljahren beschäftigte ihn die Gottesfrage nachhaltig. «Ich ging manchmal auch werktags zur heiligen Messe», sagt er. In den siebziger Jahren, einer Zeit der beginnenden, allgemeinen Entfremdung von der Kirche, sei er damit bei seinen Altersgenossen aufgefallen. Eine «tiefe Intuition» habe ihn schliesslich ins Kloster geführt.

Doch bereits nach kurzer Zeit innerhalb der Mauern des altherwürdigen Klosters Einsiedeln kam das Selbstver-



Abt Marian: «Ich stellte mir die Frage, ob man Gott in diesem Leben überhaupt erkennen kann.» (Geri Schedl)

ständnis des jungen Mannes ins Wanken. «Mit 22 Jahren erlebte ich meine erste, grosse Lebenskrise», sagt er. «Da entzog sich mir Gott.» Widersprüche tauchten auf: «Ich stellte mir die Frage, ob man Gott in diesem Leben überhaupt erkennen kann, ob sich nicht jeder sein eigenes Bild von ihm macht, woraus Streit und Uneinigkeit entsteht.»

Abkehr und neuer Anschluss

Der Novize schlief nicht mehr, verlor den Appetit und fühlte sich verloren. Bald wurde ihm klar, dass es so nicht weitergehen konnte. Er verliess das Kloster. Die Religion interessierte ihn jedoch weiterhin. Eine völlige «Verweltlichung» und Abkehr vom Glauben sei für ihn nie zur Debatte gestanden.

Der junge Mann schloss sich schliesslich nach einem kurzen Abstecher in die Medizin auf einer Fahrt nach Rom einer neuen Gemeinschaft an. Unter dem Einfluss einer charismatischen «Gründer-

persönlichkeit» habe diese Gruppe eine Reform des Glaubenslebens angestrebt, sagt Abt Marian. «Wir träumten davon, eine kleine, berufene «Kerntruppe» zu bilden, die eine geistliche Erneuerung entfachen wollte.» Auch Frauen gehörten dazu. «In dieser Zeit habe ich mich auch verliebt», gibt der Abt zu. Allerdings sei die Gruppe kirchenrechtlich niemals abgesichert gewesen. Dennoch blieb er der Gemeinschaft während rund zwölf Jahren verbunden.

Linientreue statt Trends

Heute erinnert sich Abt Marian an diese Zeit zurück, ohne etwas zu beschönigen. «Es war sicher die schwierigste Phase meines Lebens», meint er. «Aber sie war für vieles notwendig, auch um etwas demütiger zu werden.» Die Jahre ausserhalb des Klosters und in einer kirchenrechtlich nicht anerkannten Form hätten ihm gezeigt, wohin das Fehlen einer objektiven Instanz im

Glauben führten. Eine Wahrheit, die nichts koste und nur dazu diene, sich selber zu bestätigen oder eigene Bedürfnisse zu befriedigen, sei ihm verdächtig. «Die Kirche hat die Aufgabe, die Dinge zu unterscheiden und Klarheit und Verbindlichkeit zu schaffen.» Vielleicht habe ihn diese Überzeugung letzten Endes auch wieder ins Kloster gebracht, vermutet Abt Marian. Einem ganz bestimmten Credo fühlt er sich bis heute verpflichtet: «Auf der Höhe der Zeit zu leben, kann nicht bedeuten, ihr in allem zuzustimmen.» Er sei sich bewusst, dass er mit solchen Ansichten nicht immer politisch korrekt erscheine. Aber die Treue zum eigenen Standpunkt habe eben ihren Preis. «Nur sollte man die eigenen Überzeugungen auch gut begründen können», findet er. Das schliesse auch die Bereitschaft ein, sie gegebenenfalls zu revidieren, indem man den besseren Argumenten folge. «Das habe ich immer versucht», sagt Abt Marian.

Kloster zum Mitleben Die Kapuziner in Rapperswil haben ihre Tore geöffnet

Die einst verschlossene Pforte steht offen

Das Kapuzinerkloster bietet mehr als Kutten und antike Gebetsbücher: Das Kloster zum Mitleben verzeichnet 200 Besucher pro Jahr.

Philipp Wyss

An der Pforte des über 400 Jahre alten Kapuzinerklosters am westlichsten Zipfel von Rapperswil steht Bruder Adrian Müller. Der 40-jährige Ädu, wie er von Mitbrüdern genannt wird, trägt Manchesterhosen und einen Pullover, keine braune Kutte. Und in seinem Zimmer steht ein Computer. Bruder Adrian war Betriebssekretär PTT und absolvierte die Matura auf dem zweiten Bildungsweg. Nach einer Suchperiode begann der Basler die Kandidatur erst vor 14 Jahren, im Kloster Rapperswil. Nach einem halben Jahr zog es ihn weg; in die Klöster Solothurn, Luzern und Rom. 2001 kam er zurück und feierte kürzlich in Rapperswil sein 4-Jahr-Jubiläum. «So lange blieb ich noch nirgends», sagt Bruder Adrian. Und ein Weggang ist kein Thema. Mit 40 Jahren ist Ädu der Zweitjüngste, durchschnittlich sind die Brüder in Rapperswil 60 Jahre alt.

Entscheidend für die Rückkehr an den Zürichsee war für Bruder Adrian das Projekt «Kloster zum Mitleben»: Die Kapuziner öffneten vor über zehn Jahren ihre Pforte, um Gäste aufzunehmen. Inzwischen ist die Nachfrage sehr gross: Dieses Jahr verzeichneten die neun Brü-



Bruder Adrian ist mit 40 der zweitjüngste Kapuziner in Rapperswil. (Geri Schedl)

der und die später dazugestossenen zwei Menzinger Schwestern etwa 200 Gäste. «Die meisten bleiben eine Woche, andere ein halbes Jahr», sagt Bruder Adrian. Und dann erzählt er begeistert, dass so etwas vor 40 Jahren undenkbar gewesen wäre. Konkret nehmen Kapuziner und Gäste gemeinsam an Gebeten teil, essen die Mahlzeiten am gleichen Tisch oder helfen sich bei der täglichen Arbeit.

Kapazitätsgrenzen erreicht

Pro Woche kann das Kloster bis zu acht Besucher aufnehmen. Die Gäste kommen aus der Deutschschweiz, die meisten sind zwischen 25 und 55 Jahre alt, vor kurzem feierte sogar eine Frau ihren 90. Geburtstag im Kloster. Auch das kommt vor. Sämtliche Schichten sind vertreten, die Mehrheit stammt aus

dem Sozialbereich. «Viele Leute kommen zu uns, wenn sie vor einer Entscheidung stehen», sagt Bruder Ädu.

Ein ähnliches Angebot wie in Rapperswil haben die Kapuziner in der deutschsprachigen Schweiz nur noch in Altdorf. Nur zwei Drittel der Besucher sind katholisch oder reformiert. Die restlichen sind konfessionslos oder anderen Religionen zugehörig. Viele Besucher kommen mehrmals. Bruder Adrian macht die Arbeit im Kloster und die Öffnung Spass. «Das Projekt ist gewachsen und gibt unserer Gemeinschaft viel. Aber wir stossen auch an Grenzen.» Nach Weihnachten, nach Ostern und nach den Sommerferien bleibt das Kloster für einen Monat geschlossen.

Dann sind die Kapuziner unter sich, bilden sich weiter oder haben Ferien. Neben dem Kloster zum Mitleben leitet

Bruder Adrian auch das kürzlich ins zweite Jahr gestartete Projekt «Hochschulseelsorge». Dieses entstand aus einer Idee der katholischen und der reformierten Landeskirche. Einmal pro Monat gibt es einen Anlass und Austausch zwischen Studierenden, Lehrkräften und Bruder Ädu. «Das Projekt ist am Wachsen, die bisher erfolgten Kontakte sind interessant», sagt Bruder Adrian.

Veränderung als Grundprinzip

Bruder Adrian ist anders, als man sich früher einen Kapuziner vorgestellt hat. Um sein Kloster zu zeigen, würde er mit einem Besucher auf sein Zimmer gehen, im Computer einen Psalm suchen und diesen mit dem Besucher so umschreiben, dass daraus ein Dialog mit Gott entstehen würde. Er ist Kapuziner und Wissenschaftler: Im Sommer hat er einen Artikel für ein theologisches Filmbuch geschrieben, aktuell arbeitet er an seinem Doktorat und untersucht Zusammenhänge zwischen Film, Erziehung und Theologie.

Bruder Adrian sagt, dass er nicht aus der Kirche falle, nicht überall auf der katholischen Position stehe und auch in anderen Konfessionen und Religionen Reichtum finde. Dafür erntet er auch Kritik, auch aus den eigenen Reihen. Er steht zu seiner Linie, ist tolerant und versteht seine Einstellungen nicht absolut. «Die Kirche ist ein historisches Wesen, das sich in der Vergangenheit stets verändert hat. «Ecclesia semper reformanda» ist durch Gottes Geist das Grundprinzip für die Zukunft, für das Kommen des Gottesreiches», sagt er.

Persönlich

Kein Halt ohne Glauben



Freddy Meier *

Glaube hat für mich seit jeher etwas Abenteuerliches an sich. In der heute rational strukturierten Erlebniswelt ist es ein Wagnis, das, was man nicht sehen und (be-)greifen kann, als das Wirkliche und Echte anzunehmen. Für mich bedeutet das konkret, dass ich meine Welt nicht allein rational mit Sehen, Hören und Tasten erfahre, sondern dass ich vor allem über den Glauben zum Wirklichen, zu Gott finde. Es ist für mich auch keine Frage des Entweder-Oder. Beides muss es geben, aber mein Glaube ist das tragende Fundament für die Wirklichkeit, wie ich sie wahrnehme.

Glauben heisst, dass in meinem Innersten ein Punkt ist, den ich nur über Gott und den Glauben erklären kann. Glauben hilft mir, Grundentscheidungen in meinem Leben zu fällen, denn der Mensch lebt vom Sinn: ohne Sinn kein Leben. Christlich glauben heisst sich dem (göttlichen) Sinn anvertrauen, der mich und die Welt trägt.

Glauben ist für viele etwas Traditionelles, Überholtes, da man ja heute alles erklären könne. Dabei kann der Glaube gerade helfen, den heutigen Machbarkeitswahn zu hinterfragen und zu relativieren. Während die modernen Wissenschaften und Technologien sich nur dafür interessieren, ob etwas funktioniert oder nicht, hilft der Glaube, die Frage nach der Wahrheit zu klären.

Im apostolischen Glaubensbekenntnis stehen zu Beginn und am Ende die für mich entscheidenden Worte für mein christliches Glaubensverständnis: «Ich glaube» (Credo) und «Amen». Amen bedeutet «Trauen, Vertrauen, fester Grund». Mein Weltbild wird durch das Suchen nach Sinn, nach Wahrheit und nach Halt ausgedrückt. Ich bin immer (noch) unterwegs. Mehr noch: Ich glaube an Gott, an den Menschen Jesus, oder wie es Papst Benedikt XVI. in einem seiner Bücher sagt: «Ich glaube an dich!».

Christlicher Glaube lebt also davon, dass er über den Menschen (Gottes) Sinn und Wahrheit stiftet.

Freddy Meier (Gommiswald) ist Unternehmensberater, Präsident des Verbands der katholischen Kirchgemeinden des Kantons St. Gallen und Mitglied des St. Galler Kollegiums des katholischen Konfessionsteils.

Humor

Das Beste

Der Pfarrer sitzt im Restaurant mit seinen Mitarbeiterinnen. Der Kellner empfiehlt: «Hier habe ich einen lieblichen Moselwein, einen Rheinwein aus einer Privatkellerei und einen trockenen Rotwein aus Franken. Was darf es sein?»

Der Pfarrer: «Wasser ist immer das Beste. Bringen Sie mir ein Glas.» Der Kellner fragt dann die Pastoralassistentin nach ihren Wünschen. Sie gibt zur Antwort: «Es muss ja nicht immer das Beste sein. Mir bringen Sie bitte den Rotwein.»

Die Kinder habens besser

Treffen sich zwei katholische Priester: «Wir werden wohl nicht mehr erleben, dass wir mal heiraten können.» – «Nein», sagt der andere, «aber unsere Kinder.»